So richtig was riskiert

Foto: Martin Morscher/Privat

In die USA auswandern, mit einem unbekannten Mann wegfahren, ein Musiklabel gründen: Fünf Menschen erzählen, wann sie zuletzt richtig mutig waren. Und ob es sich immer gelohnt hat.

Protokolle von Nadja Riahi

3. Mai 2024 - 7 Min. Lesezeit

Artikel verschenken

E-Mail Whatsapp Facebook Plattform X

Das haben wir noch nie probiert, also geht es sicher gut, so lautet Pippi Langstrumpfs Einstellung, wenn sie sich an etwas Unbekanntes herangewagt. Kurz gesagt: Einfach mutig sein.

Leichter gesagt als getan: Die Angst vor Ablehnung, Versagen und davor, sich verletzbar zu machen, hindert uns daran, unsere Ideen in die Tat umzusetzen oder uns selbst zu behaupten. Fünf Menschen erzählen, wann sie das letzte Mal so richtig mutig waren.

ANZEIGE

„Ich dachte mir: Wenn ich sowas mache, dann jetzt“

Johanna, 27, hat auf einer Solo-Reise durch Italien einen Ausflug mit einem unbekannten Mann gemacht – und erlebte den schönsten Sonnenaufgang ihres Lebens

„‚Als Theodore mich fragte, ob ich mit ihm zusammen in den Sonnenaufgang fahren möchte, war mein erster Gedanke: ‚In solchen Situationen werden Frauen umgebracht.' Ich kannte ihn gerade einmal seit einem Tag, wir hatten uns in Rom in einem Museum kennengelernt und den Tag miteinander verbracht. Dann schlug er vor, mit ihm zu einem See in der Nähe von Florenz zu fahren, um dort den Sonnenaufgang anzuschauen. Zu Hause in Wien hätte ich so etwas nie gemacht, da bin ich vorsichtiger. Denn die Angst, dass mir etwas passieren könnte, begleitet mich im Alltag stärker.

Ich habe also wirklich intensiv überlegt, ob ich mitfahren soll. Theodore habe ich beim Abendessen gesagt, dass ich Bedenken habe. Er hat das verstanden. Und ich dachte mir: Wenn ich sowas mache, dann jetzt. Ich habe mich auf dieser Reise so frei gefühlt und wollte jede Erfahrung mitnehmen. Die Wahrscheinlichkeit, dass mir etwas passiert, die war da. Das war mir bewusst. Aber tief drinnen wusste ich einfach, dass ich es später bereuen würde, diese Chance, die sich durch einen reinen Zufall ergeben hatte, nicht zu ergreifen. Vorsorglich habe ich aber meiner Mitbewohnerin meinen Live-Standort geteilt.

Was mich im Endeffekt auch dazu bewogen hat, mitzufahren, ist, dass ich Menschen vertrauen will. Die Welt ist teilweise ein so mieser Ort. Aber ich möchte daran glauben, dass im Leben schöne, unerwartete Dinge geschehen. Der Sonnenaufgang war der schönste meines Lebens. Am Vormittag hat er mich dann nach Florenz gefahren und ist weitergereist."

„Die Gefahr, die Freude an der Musik zu verlieren, weil es nur um Geld geht, besteht definitiv"

Lukas, 32, gründete in einer gesättigten Branche sein eigenes Musik-Label und arbeitet eng mit Freunden und Familie zusammen.

„Schon zu Beginn meiner Karriere wurde ich davor gewarnt, selbst ein Label zu gründen. Zu hoch das Risiko. Die Branche ist keine leichte, niemand wartet auf dich und deine Musik. Im Gegenteil: Sie ist sehr undankbar. Doch nach acht Jahren, in denen ich von einem Musikmanagement vertreten wurde, wollte ich es wagen. Die Musik begleitet mich seit meiner Kindheit. Mit neun Jahren habe ich mir selbst Gitarre spielen beigebracht und mit elf meine erste Band gegründet. Natürlich hatte ich Angst, mich zu blamieren. Außerdem geht mit so einer Gründung und der Musikproduktion ein hohes finanzielles Risiko einher. Das hat mich beschäftigt. Dafür habe ich auch alle meine Ersparnisse in die Hand genommen.

Im Arbeitsalltag habe ich ständig die Fragen im Kopf: *Was kostet das nächste Album? Wie viel Geld brauche ich zum Leben? Und wie groß ist der Puffer, den ich für Unvorhergesehenes einplane?* Ich bin nicht nur für mich selbst verantwortlich. Meine Familie und mein bester Freund arbeiten mit mir. Das heißt, sie unterstützen mich bei den

Projekten und Bookings und bekommen einen Prozentsatz von den Einnahmen. Meine Liebsten zählen auf mich und ich will sie nicht enttäuschen oder verlieren. Deswegen stehe ich unter großem Druck.

Die Gefahr, die Freude an der Musik zu verlieren, weil es nur mehr um Geld geht, besteht definitiv. Es ist wie ‚Spielen ohne Sicherheitsnetz'. Gleichzeitig fühlen sich Siege viel bedeutender an, weil sie zu 100 Prozent selbständig erreicht wurden."

„Nach Trier zurückzuziehen, hat sich so angefühlt, als wäre ich gescheitert"

Claire, 33, zog trotz erfolgreicher Karriere nach sieben Jahren in Wien wieder in ihre Heimatstadt.

„Von außen betrachtet schien alles zusammenzupassen: Ich hatte mir in Wien ein Leben mit einem tollen Job, einem tollen Freundeskreis und einer Beziehung aufgebaut. Zwar hatte ich tief im Inneren immer wieder Sehnsucht nach meiner Heimat, wollte mir das jedoch nicht wirklich eingestehen.

Doch während einer kurzen Auszeit bei meinen Eltern, die jeweils in der Nähe von Trier leben, habe ich eine Bestandsaufnahme meines Lebens gemacht. Meine Beziehung war am Zerbrechen, ich war unzufrieden im Job und ich spürte, dass es mit Wien und mir zu Ende geht. Zum ersten Mal habe ich mir erlaubt, darüber nachzudenken, wie es wäre, wieder nach Trier zurückzukehren. Alleine diesen Gedanken zuzulassen, hat schon eine Menge Mut gefordert. Auch, weil viele in meinem Umfeld meine Überlegungen nicht verstanden haben, schließlich hatte ich es doch in der Großstadt ‚geschafft'.

Nach Trier zurückzuziehen, hat sich so angefühlt, als wäre ich gescheitert und würde aufgeben. Mich von den gesellschaftlichen Erwartungen zu lösen, war ein großer Schritt. Ich habe um das Leben in Wien, auch wenn es sich nicht mehr richtig angefühlt hat, getrauert. Und habe gleichzeitig gespürt, dass etwas Neues auf mich wartet, das sich mehr nach mir anfühlt.

Bis zu meinem Umzug hatte ich Angst, dass ich in Trier den Anschluss nicht wieder finde oder mir in der ländlichen Umgebung womöglich langweilig wird. Doch ich habe einige alte Freundschaften neu aufleben lassen und auch tolle neue Verbindungen geknüpft. Heute weiß ich, dass ich ganz lange gegen meine innere Wahrheit gelebt habe. Es war höchste Zeit, wieder zu lernen, auf mich selbst und mein Bauchgefühl zu hören."

„Die ersten Monate in Kalifornien waren schwierig"

Christiane, 31, ist mit ihrem Mann, der ein Jobangebot aus den USA bekommen hat, ausgewandert. Ohne Arbeitserlaubnis durfte sie die ersten Monate nicht einmal ehrenamtlich tätig sein.

„Als ich das erste Mal in die USA geflogen bin, war es gleich, um auszuwandern. Ein riesiger Schritt, der mich überfordert hat. Am meisten hat mir zu schaffen gemacht, Freunde und Familie zurückzulassen und meine Wohnung aufzugeben, in der ich sechs Jahre gelebt habe. Als ich meinen Wohnungsschlüssel abgegeben habe, hat es sich angefühlt, als würde ich einen Teil von mir verabschieden, der nie wieder kommt. Doch als ich endlich im Flugzeug saß, war ich sehr erleichtert. Der ganze Umzugsstress und das Verabschieden waren vorbei.

Die ersten Monate in Kalifornien waren schwierig: Ich bin über das Ehegattenvisum in die USA eingereist. Ohne Arbeitserlaubnis durfte ich nicht arbeiten und war finanziell zu 100 Prozent von meinem Mann abhängig, der als Softwareentwickler aber sehr gut verdient. Nachdem wir die Wohnung eingerichtet und die Gegend erkundet hatten, musste ich mich unter der Woche selbst beschäftigen. Manchmal habe ich mich einsam gefühlt. Ich hatte auch unterschätzt, wie sehr sich die amerikanische Kultur von unserer unterscheidet: Die Infrastruktur ist nicht so konzipiert, dass man durch die Stadt bummeln und sich ein Lokal setzen kann. Es gibt Cafés, Supermärkte und Bankautomaten mit ‚Drive Through'-Prinzip. Dadurch kommst du kaum mit Menschen in Kontakt. Das soziale Umfeld entsteht durch die Arbeit. Die behördlichen Schritte, die anfangs erforderlich waren, haben mich am meisten gestresst. Alle benötigten Dokumente zu beschaffen, war für mich als eine Person, die solche Erledigungen nicht mag, eine große Hürde.

Nach sechs Monaten hatte ich endlich meine Arbeitserlaubnis. Heute arbeite ich Teilzeit in einem Theater und kann dadurch etwas zu unserem Leben hier beisteuern. Da ich relativ wenig verdiene, zahlt mein Mann trotzdem noch den Großteil. Alleine könnte ich mir keine Miete leisten. Für mich ist das aber erst einmal okay so. Und wenn sich das ändern sollte, kommen wir eben wieder zurück nach Österreich. Langfristig ist das wahrscheinlich sogar der Plan."

„Auf die Idee, das Au-pair abzubrechen, hat mich eine Freundin gebracht"

Sandra, 30, ging mit Anfang 20 nach dem Studienabschluss als Au-pair für sechs Monate in eine kleine Stadt in Kanada. Der Aufenthalt in einer Familie mit drei Mädchen gestaltete sich anders als erwartet. Sie möchte hier kein Foto von sich zeigen.

„Als ich mich entschieden habe, als Au-pair nach Kanada zu gehen, haben meine Familie und Freunde mich gefragt, wie ich auf so eine dumme Idee komme. Denn ich hatte weder Erfahrung mit Kinderbetreuung noch Ahnung von der kanadischen Kultur. Leider hatte mir die Gastfamilie die Erfahrung wirklich anders verkauft, als sie dann tatsächlich war. Die Kinder haben überhaupt nicht auf mich gehört, haben mich in Wutanfällen getreten und ich hatte keine geregelten Arbeitszeiten. Die Eltern haben ihre Kinder nie gemaßregelt und hatten überhaupt kein Verständnis für mich. Aufgrund der Zeitverschiebung konnte ich den Kontakt nach Hause kaum aufrechterhalten. Weil ich so abgeschieden von allem und allen war, habe ich ständig hinterfragt, ob ich schuld daran bin, dass es schlecht läuft. Ich habe mich komplett alleine gefühlt und abends heimlich im Bett geweint.

Auf die Idee, das Au-pair abzubrechen, hat mich eine Freundin gebracht. Der Gedanke war mir bis dahin nicht in den Sinn gekommen. Vor dem Gespräch mit den Gasteltern hatte ich Angst, dass sie mich sofort mitten im kanadischen Winter vor die Tür setzen. Ohne Auto, ohne Geld, ohne Unterkunft. So ist es nämlich einem vorherigen Au-pair meiner Familie ergangen, die auch abgebrochen hat. Im Gespräch mit mir waren meine Gasteltern sehr teilnahmslos, haben gar nichts dazu gesagt, sondern weiter ferngesehen. Kurz vor meinem Abflug haben sie mir mitgeteilt, dass sie mich nicht mit dem Auto zum Flughafen bringen.

Deshalb war ich dann alleine viereinhalb Stunden mit den öffentlichen Verkehrsmitteln im Schneesturm unterwegs, die Fahrt hat mich 200 Euro gekostet. Am Flughafen angekommen habe ich all meinen Lieben ein Foto von Dobby mit Socke geschickt und dazu geschrieben: ‚Dobby is free'. Es hat sich nicht wie Scheitern angefühlt, sondern so, als hätte ich das erste Mal in meinem Leben eine Entscheidung nur für mich getroffen. Ich war unfassbar erleichtert, nach Hause zu kommen."

Text: Nadja Riahi; **Redaktion:** Sophie Aschenbrenner; **Bildredaktion:** Daniela Rudolf-Lübke; **Digitales Storytelling:**

© SZ - Rechte am Artikel können Sie hier erwerben.

Diese Geschichte teilen

E-Mail Whatsapp Facebook Plattform X

Mehr große Geschichten

SZ Plus **Ukraine**

„Er ist auch für euch gestorben"

Nach Beginn des russischen Überfalls vor zwei Jahren hat SZ Jetzt den Ukrainer Serhii in seiner Zeit als Reservist begleitet. Nun erzählt seine Schwester von seinen letzten Wochen an der Front.

SZ Plus **Fehlgeburten**

Verloren

Jede dritte Schwangerschaft endet mit einer Fehlgeburt. Hier erzählen drei Frauen, wie alles begann, wie alles endete und was sich ändern muss.

SZ Plus **Liebeskummer**

„Er war der Erste, mit dem ich mir eine Zukunft vorstellen konnte"

Viele Menschen trauern jahrelang einer Person nach, mit der sie gar nicht offiziell zusammen waren. Wie überwindet man Liebeskummer wegen einer Beziehung, die keine richtige war?

SZ Plus **Gesundheit**

Die Pflegebarriere

Nach einem Schlaganfall wird Ernestinas Vater zum Pflegefall. Solange es geht, versorgt sie ihn mit ihrer Mutter zu Hause. Warum das auch mit Rassismus zu tun hat.

SZ Plus **Millennials**

Muss man mit 30 wissen, was man will?

Mit 30 ist der Druck groß, irgendetwas vorweisen zu können. Aber was, wenn man das nicht kann und keine Ahnung hat, was man will und es vielleicht nie wissen wird?

SZ Plus **Gesundheit**

"Nüchtern bin ich ehrlicher zu mir selbst"

Viele Menschen würden gern langfristig weniger trinken. Doch wie gelingt das? Vier, die das geschafft haben, berichten.

Digitales erleben

Innovative Reportagen, interaktive Geschichten, investigative Recherchen, Podcasts, Datenjournalismus und Videos – eine Auswahl der meistgelesenen digitalen Projekte der Süddeutschen Zeitung.

Jetzt lesen →